

# Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Jan von Werth.

Roman aus dem Dreißigjährigen Kriege  
von Jean Perwig.

(Nachdruck verboten.)  
(Fortsetzung.)

Die Zudringlichkeit gefiel Jan wenig. Er sprang auf und stieß den fremden Kahn stehend mit dem Fuß fort. Das Fahrzeug schlug beinahe um. Seine drei Insassen riefen leise: „Gut Freund! Gut Freund“, und hoben die Hände zum Zeichen, daß sie ohne Waffen waren.

„Nicht näher heran als auf Ruderlänge!“ rief Jan und hob die Pistole. „Gut Freund, und ich soll Euch wohl um den Hals follen!“

Aus dem Dunkel klang es:

„Wißt Ihr, wo ich Herrn von Werth finde?“

Jan ließ die Pistole sinken.

„Fahrt ein wenig neben uns dem Ufer zu und ich will Euch Herrn von Werth zeigen.“

Lautlos trieben die Fahrzeuge nebeneinander her. Dort, wo der rote Schein der kaiserlichen Wachtfeuer das Dunkel erreichte, sagte Jan:

„Ich bin, den Ihr sucht. Was wollt Ihr?“

In dem fremden Kahn erhob sich ein kleiner, gelber Mann mit schwarzen, mandelförmigen Augen und lästete den Hut:

„Ich bin Volini, Hauptmann in der Herzoglichen Garde. Ich biete meine Dienste an.“

„Dienste? Dienste welcher Art?“

Volini begann erregt mit den Händen zu suchtseln.

„Ihr seht in mir einen Verkannten. Ich habe Verdienste, Kreuz Gottes! Man hat mir einen französischen Offizier vorgezogen, eine gemeine Bestie, den Monsü Durante.“ (Jan biß die Zähne zusammen.) „Ich habe es satt, einem undankbaren Herzog zu dienen, der ein Landeskind von der verdienten Beförderung ausschließt!“

Er beugte sich über den Rand des Kahnes, und sein langes, schwarzes Haar fiel über sein Gesicht. Er leuchtete:

„Ich will Euch die Stellen sagen. Ich will noch mehr tun. Von heute in zwei Tagen habe ich die Wache an der Brücke, zwei Nächte nacheinander. Wenn wir einig werden, will ich blind laden lassen. Verstehet Ihr? Aber es kostet Geld.“

Jan setzte sich auf eine Ruderbank. Den Kerl ersäufen wie eine Kage? Ihn gebunden zu den Mantuanern schicken; „Dängt das Lumpenbündel!“?

„Gener Durante —“ begann der Italiener wieder.

„Gener Durante“, sagte Jan, „mag sein, wie er will. Wenn ich ihn hier hätte, würde ich ihn erstechen. Aber er ist guter Soldat. Und Euer Herzog wird Gründe genug gehabt haben, ihn Euch vorzuziehen, wenn ich so höre, was Ihr mir anbietet.“

„Er hat mich beleidigt.“

„So fordert ihn.“

Da brach der Italiener los:

„Ich will Euren Rat nicht. Beim Leibe der heiligen Jungfrau, wollt Ihr auf meinen Plan eingehen und Eurem Kaiser dienen, oder wollt Ihr's nicht? Dann fahrt mich zu Eurem General!“

Es ist Krieg, dachte Jan.

„Eure Bedingungen?“ fragte er.

„Zweitausend Stubi und ein Hauptmannspatent bei Euch.“

„Welche Bürgschaft wollt Ihr?“

„Die Unterschrift des Generals und die Eure als Beugen.“

„Gut. Und wohin wollt Ihr Antwort?“

Der Italiener deutete zurück.

„Dräben beim Turm Usinello habe ich Wache.“

„In einer Stunde habt Ihr Antwort“, sagte Jan und hob die Hand halbwegs zum Helm. — „Noch eins! Sagt mir doch, weshalb kommt Ihr zu mir?“

Der Italiener schidte ein verbindliches Nicken über sein Gesicht:

„Oh“, sagte er, „ich stand neben Herrn Durante und sah, wie Ihr den Kampf wie ein Sonntagsspiel betreibt. „Wer ist jener Kavaliere?“ fragte ich. — „Der?“ sagte Durante, „ein gewisser von Werth; ich dachte, er hätte längst drei Fuß Erde auf seiner verdammten Frage.“ — Ihr verzehlt, aber er sagte wirklich so. Daraus glaubte ich entnehmen zu sollen, daß Ihr Euch wenig liebt.“

„Mein, in der Tat, wir lieben uns so wenig, daß wir gegenseitig unsere Bäuche mit Degenstößen zu Sieben machen könnten, und wir würden uns noch obendrein die Nasen abbeißen.“

Jan winkte seinen Soldaten. Die schlugen die Ruder ein. Der fremde Kahn verschwand in der Finsternis.

Jan rumorte Aldringhen wach, erhielt die Unterschrift und einen zärtlichen Fauststoß in die Seite, kratzte seinen Namen neben das ungeheure, selbstbewußte „Aldringhen“ und schidte den Bettel an das mantuanische Ufer. Dann setzte er sich auf José Marias Strohschütte und redete zwei geschlagene Stunden von der erbärmlichen Treulosigkeit der Italiener im allgemeinen und eines gewissen Volini im besonderen, flocht wie knallrote Blumen ein paar Flüche auf Durante in seinen Schimpfstranz und schloß endlich mit Knurren an der Seite des Freundes ein, der schon längst wieder schnarchte.

Am andern Morgen wurde Ruhetag befohlen. José Maria nahm Jan unter den Arm und ging mit ihm in der Gegend des Brückenkopfes ein wenig spazieren.

„Sieh, Jan“, sagte er, „du bist töricht, daß du den Herrn Bollo oder Polenta, oder wie er heißt, verwanst. Ohne ihn könntet ihr noch lange vor Mantua liegen. Ihr habt die Mauern zerhossen und die Türme, gut. Ihr habt selbst in die Kuppel von Sant Andrea drei Löcher gemacht, und das



Kreuz, ihr Barbaren, habt ihr krumm geschossen. Aber die Mantuaner haben einen Bogen der Giorgiobrücke gesprengt, und ihr liegt davor und wünscht, ihr könntet häufen wie die Heuschrecken. Aber ihr könnt es nicht. Eine Notbrücke bauen, wenn zwölf Kanonen hundert Schritt davor stehen? — Also sei dem Herrn Volletti dankbar.“

„Schurke, Verräter, der er ist!“

„Und du kommst an deinen Freund Durante und kannst ihn ein wenig mit der Degenspitze figeln.“

„Trotzdem Schurke und Verräter.“

„Ein zukünftiger Kamerad.“

„Und du meinst, José Maria, ich leide es?“ Er lächelte bössartig.

„Was willst du tun?“

„Dies schon heut eine Messe für sein Seelenheil.“

Und er drückte den Korb seines Degens herunter und ging davon mit bebendem Schnurrbart. —

Heute war der fünfzehnte Juli. Am nächsten Tag gegen Abend sahen die kaiserlichen Feldgeistlichen lange Reihen von Soldaten zur Beichte kommen. Es gab kein langes Hin- und Herdisputieren. Soldaten waren keine Weiber, die — Gott sei's geklagt — immer Skrupel haben. Frischweg und klar: „Ich bekenne...“ und nach zwei Augenblicken ein ebenso frisches und klares: „Ich spreche dich los“.

Die Nacht brach an. Wie sonst taten die Geschütze zuweilen ihre leuchtenden Augen auf. Hier und da knatterte eine Musketenkugel.

Aber in den Lagergassen traten die Regimenter an, Fahnen bloß, Musketen auf den Fuß gestellt, schweigend, ernst.

Es schlug in Mantua Mitternacht. Da liefen leise Befehle blitzschnell durch die finsternen Reihen, und aus dem Lager stieg ein vages Geräusch auf, wie von fernem Landregen: die Regimenter setzten sich in Bewegung.

Nach und nach verstummte das Geschütz.

Die Sturmtruppen schoben ihre aus Balken gezimmerte Brücke, die bestimmt war, den gesprengten Bogen zu überbrücken, auf Wälsen heran. Dann hörte man das Blätschern der Ruder im Wasser. Gegen das Castello di Corte rechts und die herzoglichen Gärten links der Brücke fuhren rasch die mit Soldaten besetzten Barken los. Jan rief „Vorwärts!“ und lief die Brücke entlang. Erst als die Barken der Kaiserlichen an das mantuanische Ufer stießen, erwachten die Geschütze und Musketen. Nun aber zu spät. Jan hatte mit seinen Dragonern den gesprengten Bogen überbrückt und die im stadtsseitigen Brückenlopf zum Schein feuernden Soldaten und Bolini zum Schein gefangengenommen. Und in dessen die Hauptmacht der Kaiserlichen sich nun in donnernden Fluten über die Giorgiobrücke ergoß, schwenkte Jan links und griff die Gärten des Herzogs an. Dort wurde nicht zum Schein geseuert. Da rissen die großen und kleinen Kugeln blutige Bahnen in menschliches Fleisch, aber da die auf Klähnen übergesetzten leichten Fußtruppen die Gartenmauer bereits an verschiedenen Stellen überklettert hatten, war es für Jan, der mit rasender Schnelle vordrang, leicht, ins Innere zu kommen. Die Lusthäuser brannten. Ihr schwarzer Qualm mischte sich mit dem schwefelgelben Dampf der Geschütze. In dem Wüsten, zuckenden Licht lief Jan, Degen bloß, durch die Gärten und schrie: „Durante! Durante!“ Wo noch ein Widerstand aufflachte, tauchte er in den knirschenden, leuchtenden Knäuel, und als auch die Letzten flogen, brach er mit seinen Dragonern in die Stadt vor und stieß auf die Rückseite des gewaltigen Castello di Corte. Da, da waren glatte Mauern, die schräg in dem stinkenden Qualm aufstiegen, da war ein tödlicher Regen von Feuer und Kugeln. „Brände in die Häuser, damit wir Licht haben!“ Sie brannten. Erst flatterte ein winziges helles Fähnlein vom Giebel, dann quollen aus den Ziegeln Nester von schwarzen, ineinander sich windenden Rauchschnellen, die sich gegenseitig verschlangen, und plötzlich schlug die Lohe triumphierend und mit hellem, freudigem Lachen aus allen Löchern, schlug zusammen, und über sie hin tanzten die Funken. Und mit Widerstand gegen die Tore des Kastells! In die schwarzen Löcher Handbomben, die mit dumpfem Gebrüll plagten! An den Mauern empor wuchsen Pyramiden von Menschen; Scharfschützen, in Deckung aufgestellt, schossen das schreiende, quiekende Gezeug weg, das über die Schwalbennester den Kopf erhob, und in diesem rasenden Lärm schrien die Glocken der Stadt „Not! Not!“, schrien gellend und wimmernd und dumpf, aber sie schrien vergeblich. Gegen einhalb zwei Uhr fiel das Kastell.

Durante! Wo ist Durante! Herr d'Estre fiel in Jans Hände. „Durante hält das Tor Cereje.“

„Mir nach! Nach Porta Cereje“, rief Jan. Das Tor lag am Ende der Stadt. Im Innern tobte noch der Kampf. „Mir nach!“ Die Pferdehalter waren mit den Säulen herangekommen. Im Funkenregen auf die sich bäumenden Tiere und im Galopp um den Ring der Mauern, von Schüssen begrüßt, wo sich noch auf den Verschanzungen ein Häuflein von Mantuanern hielt. Galopp, dahin, wo das Donnern des Geschützes noch klang. Haufen von fliehenden Italienern kamen ihm entgegen, die er überritt. Vor ihm verstummte das Schießen nach und nach. Endlich sah er das Tor. Aber es war zerbrochen und offen, und kaiserliche Truppen stuteten hinein, über Wälle von Toten und Trümmern.

Jan hielt und wischte sich abwesend die Stirn. Das Tor ist erobert? Wo ist Durante?

Drei Schritte von ihm ließ sich ein junger Leutnant von einem Soldaten den Arm verbinden.

„Der Kamerad, kennt Ihr jemand, der hier befehligte und Durante hieß?“

Der Leutnant lachte.

„Er hat sich brav geschlagen. Den Hieb habe ich von ihm.“

„Was ist aus ihm geworden?“

„Er hat sich ergeben. Sieben Standarten dazu.“

„Ergeben? Wem?“

„Dem General Galeazzo. — Bind fest zu, Kerl, ich bin keine Jungfrau!“

Jan ritt dem General nach. Man hatte ihn da und dort gesehen. Er traf ihn, wie er vor einem vornehmen Hause wieder aufs Pferd stieg. Jan fragte ihn.

„Dort drin ist er,“ sagte der General. „Ein paar Schmarren hat er. Der Feldscher slicht ihn gerade.“

„Ich bitte um eine große Gnade, Euer Erzellenz, überlaßt mir diesen Kavaller.“

Galeazzo sah ihn groß an.

„Ich habe nicht die Ehre, Euch zu verstehen. Er hat mir seinen Degen gegeben. Nicht Euch.“

„Aber —“

„Wenn Euch an dem Herrn so viel liegt — nun gut, schaff mir einen anderen Adligen von seinem Rang.“

Trab und fort. O Jan, in Mantua tobt schon der pfändernde Soldat. Sollte irgendwo noch ein Oberst steden, den man noch gefangen? Um die Fortezza raste noch der Kampf. Der Herzog war darin, sein Sohn — der ganze Hof.

„Ich muß den Franzosen haben“, knirschte Jan und ritt los. Er ritt mittenhinein in Greuel und Scheußlichkeit. Das gellende Getöse gequälter Weiber und das Wiehern der Soldaten, die sich ergöhten, drang nicht in sein Herz. Einem Greis schoss man die Pistolen ins Gesicht ab; er hatte seine Habe verteidigt. — Hätt hergeben sollen. Und die Weiber, die da mit in Fegen gerissenen Kleidern mit heiserem Geheul wie irrsinnig im Kreise herumliefen, bis zwei Häuste sie bei den Haaren niederrissen — Hätten sich in die Kirche retten sollen. Da drängten sie sich jetzt um die Altäre, die Bettler und Adligen, die tugendhaften Nonnen und die leichtfertigen Weibchen, und ihre lauten und sinnlosen Gebete erfüllten die hohen Schiffe. Kriegrecht und Soldatenbrauch! Jan sah kaum hin. In den Kot getreten lagen silberne Geräte und Goldstücke. Berlumpfte Bettelhuben, in Mauerecken versteckt, schossen darauf los und laut auf, was glänzte. In den Magazinen der Stadt, die bis unters Dach mit Balken kostbarer flandrischer Gewebe vollgepackt waren, in den Bankhäusern des Ghetto, wo Pfandgüter und Goldbarren in erstaunlichen Massen lagerten, waren die kaiserlichen Kommissare an der Arbeit. Da hielten Lastwagen, die man belud, und Soldaten mit Musketen im Arm standen dabei Wache.

(Fortsetzung folgt.)

### Frühlingsglaube und Frühlingsbräuche.

Kulturgeschichtliche Skizze von Hans Otto Becker.

Auch heute in der modernen Zeit der hochentwickeltesten Technik finden wir in fast allen Gegenden unserer deutschen Heimat zahlreiche Frühlingsbräuche, die in unseren Tagen noch fast so unverändert gepflegt werden, wie im Mittelalter und wohl auch noch viel, viel früher. Die Frühlingsbräuche haben ihren Grund im Volksglauben, und wir können geradezu einen Frühlingsglauben feststellen. Volksglauben und -bräuche gehen weit zurück in die heidnisch-germanische Vorzeit. Zu den Jahreszeiten, an denen wir heute christliche Feste feiern, bestanden schon



In unserer Vorzeit heidnische Feste, die im innigsten Zusammenhang mit der uns umgebenden Natur standen, und das Christentum konnte gar nichts Besseres tun, als die kirchlichen Feste mit den alten heidnischen Feiern zu einer Einheit zu verschmelzen, deren Ergebnis wir heute noch haben. Das Christentum hätte ohne Ansehung an diese alten geheiligten Gewohnheiten unseres Volkes niemals, sicherlich aber nicht so rasch und freudig, die Verbreitung gefunden, die es tatsächlich erlangt hat. Es bewies sich tolerant zum bewußten Zweck seines Erfolges und verließ den Erinnerungen an die alten Götter die Namen seiner Heiligen; dadurch wurden die germanischen Gottheiten ins Christliche übertragen. Frühlingsglaube und Frühlingsbräuche stehen also im engsten Zusammenhang mit der alten deutschen Mythologie, und es bestehen daher heute noch Erinnerungen und Zusammenhänge mit mythologischen Erscheinungen vergangener Jahrtausende.

Die germanischen Gottheiten, die mit dem Frühling, dem erwachenden Leben in der Natur, der Sonne, dem Licht Beziehungen haben, sind *Solva*, *Freir*, *Walder*, *Donar*. *Solva*, mit der wohl gleichbedeutend die Göttin *Ostara*, ist die Göttin des Lichts und des Frühlings. *Freir* oder *Fro* ist der Sonnengott. Ihm ist ja vor allem das Weihnachtsfest als altes Julfest heilig, aber auch mit Frühlingsbräuchen steht der Sonnengott im Zusammenhang. Die Sonne wird symbolisiert durch das Rad, und das aus Stroh geflochtene brennende Rad, das den Bergang hinabgerollt wird, spielt eine große Rolle in den Frühlingsbräuchen. Bekannt ist ja wohl dieser Brauch am Johannistag, zur Mittsommerzeit, aber er findet sich auch zur Wintersonnenwende, und, was uns hier mehr interessiert, zu Beginn des Frühlings, an Fastnacht — ich erinnere an den alten, heute noch geübten Brauch von Langental im Uffenbachtal —, sowie an Ostern. Verschieden von dem Sonnengott *Fro* ist wieder *Walder*, der Gott des Lichts, des Tages. Auf *Walbur*, den nordischen Frühlingsgott, ist letzten Endes die Sage vom Helden *Siegfried*, der die schlafende Walküre erlöst und wachlöst, zurückzuführen, und die letzte Modifikation dieser Mythe ist das herrliche Märchen vom Dornröschen, das durch den Kuß des Prinzen vom hundertjährigen Schlaf erweckt wird. Die Bedeutung dieser Mären ist klar: der belebende Kuß der Sonne erweckt die Erde vom langen Winterschlaf.

Wenden wir uns nun zu einzelnen Volksbräuchen. Dabei behalten wir die Reihenfolge des Kalenders bei. Die erste Ahnung des Frühlings fällt in den Februar, wenn auch oft genug der grimme Nachwinter alle Hoffnungen wieder zerstört. Am 2. Februar feiert die katholische Kirche, in der sich, wie wir sehen werden, Frühlingsbräuche noch in reichem Maße erhalten haben, den *Lichtmess*; da werden in der Kirche die für den Gottesdienst bestimmten Kerzen und die aus den Häusern gebrachten Lichter geweiht; letztere werden dann zu Hause aufgehoben, um bei Gewitter und in Krankheitsfällen angezündet zu werden. — Dann folgt die *Faschnacht*, die Faselnacht, eine Verbindung verschiedenartiger Elemente, denn im christlichen Karneval leben noch Erinnerungen an die altgermanischen Feste der Erdgöttin und an die römischen Saturnalien und Lupercalien. Fastnachtsbräuche des Volks sind natürlich völlig verschieden vom Nummenkranz und den Maskenbällen des städtischen Faschings. Da wird ein Drache, der die Nacht, die Kälte bedeutet, in feierlichem Umzug herumgetragen und schließlich erschlagen, damit er nicht länger mehr die Menschheit mit der Winterkälte quäle. Weit verbreitet war auch das Herumziehen eines mit ausgelassenen und verkleideten Menschen besetzten Schiffes auf einem Wagen — *Car navalis* genannt; ob davon aber das Wort *Karneval* abzuleiten ist, scheint fraglich. Auch wird ein Pflug, der die Hoffnung auf den nun bald wieder beginnenden Anbau des Aders bedeutet, von Frauen und Mädchen gezogen; bisweilen ging es durch einen Bach und dabei wurden die alten Jungfern verbottet, die jungen Mädchen aber geneht und gefangen. Des Brauches des Fastnachtsfeuerrades wurde schon gedacht. — Kommt nun aber der Frühling wirklich, so wird der Bote der schönen Jahreszeit, *Freund Adebarr*, überall vom Volk freudig begrüßt; der Storch erfreute sich von Alters wie kaum ein anderes Tier der allgemeinsten Sympathie des Volkes. Das Kind, das ihn im Frühling zuerst ersah, erhielt eine Belohnung; sein Nest auf dem Kirchdach oder Turm wurde als heilig gehalten und gegen jede Verletzung gesichert. Das war einmal — heute ist der Lieblingsvogel des Volkes stichtweise ganz ausgerottet.

Den *Palmsonntag* feiert die katholische Bevölkerung mit der Weihe der Palmen, an deren Stelle bei uns die Blütenzweige der Weide treten, oder auch mit Blumen und Bändern gezierter Stangen. An manchen Orten würde am Sonntag vor Ostern auch ein Palmweil aus Holz herumgeführt. Am *Gründonnerstag* wurden die Erstlinge der Früchte in der Kirche dargebracht. Bekannt ist, daß man an diesem Tage auch etwas grünes in Suppe oder Pfannkuchen essen muß. Am *Karfreitag* besuchen die Katholiken das heilige Grab in der Kirche; am *Marsamstag* wird an Stelle der ausgelöschten Feuer durch Reiben von Holzern neues Feuer entzündet, ein Brauch, der sich übrigens bei vielen Völkern der Erde im Frühling findet. Katholisch ist endlich auch der Glaube, daß die Gloden der Kirche am Gründonnerstag nach Rom zum Papst fliegen, um von ihm segnet zu werden; am *Karfreitag* werden sie erst durch Holzklappen, und am *Marsamstag* kommen sie zurück von ihrer Nonnensfahrt. — Vor Ostern wird an manchen Orten der *Walz* der *Sommerstag* gefeiert,

wobei ein Zug von Kindern, die Stäbe mit bunten Bändern und Brezeln tragen, durch die Straßen zieht.

Mit Ostern selbst ist mancherlei Brauch und Glaube verknüpft. Abzuleiten ist das Wort Ostern sicherlich von der schon erwähnten Frühlingsgöttin *Ostara*. Mit dem heidnischen Auferstehungsfest der Natur vereinigt sich das christliche Fest der Auferstehung Christi. Mit dem Osterei, das nach fröhlichem Kinderglauben der Osterhase legt, hat es folgende Verwandnis: Der Hase ist ein wegen seiner Fruchtbarkeit der Frühlingsgöttin geweihtes Tier, das Ei aber das Symbol des neu aufkeimenden Lebens. Durch das Christentum wurde das Ei dann auf die Auferstehung Christi gedeutet. Die Farben des Eis waren bei unseren Vorfahren rot und gelb, das sind die Feuerfarben, die Farben des Donnergottes, dem alles rote in der Natur heilig ist. Mit dem Sonnengott aber steht der Brauch des Feuerrades in Beziehung, dessen schon gedacht wurde. Am Ostermorgen macht die Sonne beim Aufgang nach altem Glauben drei Freudenstränge. Das Osterwasser, das unter tiefem Schweigen geschöpft werden mußte, soll den jungen Mädchen, die es zum Waschen benutzten, Schönheit bringen. Osterkuchen wurden und werden noch gebaden in Gestalt von Tieren; wir finden da den heidnischen Hasen und das christliche Lamm. Denken wir noch an das Herumführen des geschmückten *Osterochsen*, so haben wir die Erinnerungen an heidnische Opfer von Tieren und Lebensmitteln beisammen. Heute noch wirft die Jugend auf dem Anger vor dem Dorfe die gefärbten Eier; auch das alte Eierlesen und der Eierritt, letzterer ein Wettspiel zwischen einem Käufer oder einem Berittenen und einem Eierausleger, hat sich noch erhalten und wird in manchen Gegenden mit Musik oder Tanz, Gelagen, Aufzügen gefeiert.

Der erste April ist bekannt genug durch die ewig wiederkehrenden Scherze, mit denen man den lieben Nächsten in den April schießt, um ihn dann als Aprilstarr oder als Aprilsekel auf seine Leichtgläubigkeit aufmerksam zu machen. Auch unsere Zeitungen leisten sich ja gern den Spott, ihren ganzen Leserkreis durch eine erkundene Mitteilung in den April zu schicken. Die Sitte läßt sich auf den alten Glauben an bestimmte für den Menschen verhängnisvolle Tage zurückführen. Der letzte April bringt uns die *Walpurgisnacht*, an die sich der Glaube an den Ritt der Hexen zum teuflischen Fest auf dem *Blodsberg* knüpft. Auch hier haben wir wieder eine Erinnerung an alte heidnische Opferfeste, die das Christentum, um sie zu bekämpfen und auszurotten, mit dem Teufel in Verbindung brachte. Alte Getränkeopfer leben heute noch fort beim *Maiwein* — das wird sich selten jemand beim Genuß einer duftenden Maibowle träumen lassen — und in dem *Maiwasser*. Der *Maibaum*, der von den Landleuten im Wald geholt und feierlich ins Dorf gebracht wird, hat auch seine Bedeutung; er macht die Kühe milchreich und vertreibt die bösen Hexen. Er erinnert uns daran, daß im alten heidnischen Glauben Baumgeister und Bäume verehrt wurden. Auf dieselbe Erinnerung ist ein anderer Brauch zurückzuführen, die *Umritte* und *Umzüge*, die man mit blumengeschmückten Mädchen oder mit in Laub eingehüllten Burschen veranstaltete. Schließlich können wir eine nicht nur durch den Gleichklang der Namen *Maja* und *Maria* zu erklärende Vereinigung der heidnischen Göttergestalt mit der christlichen Muttergottes feststellen; an Stelle der heidnischen Maifeiern traten die in jeder katholischen Pfarochie wohlbekannten *Maiandachten* auf dem Feld vor dem Dorfe. Ohne Zusammenhang mit einem alten Kultus, vielmehr ein reines Fest der Freude über die Wiederkehr der schönen Jahreszeit, ist der mittelalterliche *Maireigen*, den Burschen und Mägde auf dem grünen Anger sprangen, mit Bändern und Blumen geschmückt, bei Tanz, Musik und Ballspiel.

Wir könnten geradezu einen Kultus der Frühlingsnatur verfolgen, der um die Fastnacht beginnt und seinen Höhepunkt an Ostern erreicht, sich aber noch bis zur Pfingstzeit fortsetzt. Die christliche Kirche verstand es, wie gesagt, eine innige Vereinigung von Naturgottesdienst und kirchlichen Festen zu schaffen und diese dadurch ihren Gläubigen vertraut zu machen. Längst ist jeder Gedanke daran im Volk geschwunden, aber wir wollen doch nicht vergessen, daß zwischen den kirchlichen Frühlingsfesten und der heidnisch-germanischen Vorzeit, die weit älter ist als das Christentum, sichere Beziehungen bestehen. Noch leben viele alte Bräuche im Volk, wie sie hier geschildert wurden. Wo sie bestehen und lebenskräftig sind, da soll man sie pflegen als heiliges Vermächtnis der Ahnen, daß sie noch recht lange Trost bieten dem alles nivellierenden Einfluß der modernen Kultur. Verleehrt aber ist es, längst vergessene Bräuche, deren Sinn dem Volk unverständlich geworden ist, künstlich wieder ausleben zu lassen. Damit dient man nicht der Sache, sondern leistet nur einem neuzeitlichen Fesummel Vorschub.

### Tiere als Schützen.

Daß die Natur die Lehrerin und die Vorläuferin des Menschen in so vielen seiner Fertigkeiten ist, erläutert Wilhelm Bälche in einer seiner schönen naturwissenschaftlichen Blandereien, die er im nächsten Heft der bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift *Ueber Land und Meer* veröffentlicht, an dem Beispiel der „schießenden Tiere“. Nach den Angaben des *Vaters der Tierkunde*, Konrad Gesner, lebte anno dazumal in Italien ein wahrhaft fürchterliches Geschöpf, das „Dorn-



„Schwein“, von dessen „natürlicher Wut und Art“ der Gelehrte zu melden weiß, daß „so es gejagt wird, so bringt es mit seiner Stimme zuwege, daß alle andern seinesgleichen Dornschwein zusammenrücken, ihren Balg erschütten und zu den Dunden und Jägern ganz trutzlich mit ihren Stacheln schießen; ist auch seiner Schüssen ganz und gar gewiß“. Dies merkwürdige Tier ist unser braunes Stachelschwein, das ja wirklich dem, der es neckt, einen gehörigen Schrecken einjagen kann. Es sträubt dann nämlich unter lautem Geräusch seine Stacheln bis zur vollen Breitenverdoppelung des ganzen Tieres hoch und konzentriert seinen willkürlich bewegten Speerwall genau in der Richtung des Angreifers. Während vorn die langen gelben Fähne umbeimlich flattern, wendet sich der rückseitige gestraufte Lanzenkumpen blitzschnell gegen alles, was von hinten oder seitwärts kommt, und wenn er gegen die Beine fährt, dem bringt er so gefährliche Wunden bei, daß man sogar an eine Art Vergiftung durch den Hauttalg dabei gedacht hat. Noch heute glauben die Leute in der römischen Campagna, daß es im äußersten Wutanfall imstande sei, seine wie Glas harten und scharfen Kiele durch wilde Muskelanspannung aus ihren Hauttaschen herauszuschleudern und dem Feinde funktgerecht in den Leib zu schießen. Nach den alten Schriftstellern sollte sich ein Schuß sogar ein dickes Brett durchbohren. Nun hat zwar schon Buffon das „schießende Dornschwein“ als ein zoologisches Märchen erkannt, aber in allerneuester Zeit hat der vortreffliche Zoologe Bosseler für das wirkliche und wahrhaftige Schießen des Stachelschweins eine ernsthafte Lanze gebrochen und gezeigt, daß z. B. ein Taschentuch, das auf die Stacheln geworfen war, bei dem jähen Ruck der herausfahrenden Stacheln volle 2 Meter weit fortgeschleudert wurde. Während das Stachelschwein aber doch höchstens ballistische Wirkungen fähig ist, entspringt sich unsere Weinberg- und Gartenschnecke als richtiger Schütze. Sie besitzt zu diesem Zweck ein wirkliches Schießorgan, das auf der rechten Seite neben dem Atemloch liegt. Dies Organ hat durchaus den Bau eines kleinen Pistolenlaufes, und darin steckt ein regelrechter Spieß aus harter Kalkmasse. Will die Schnecke nun schießen, so richtet sie den Lauf durch besondere Muskelstellung, zielt und entsendet den Spieß in prachtvollem Stoß aus der Mündung, wobei auch ein weißes Wölkchen zerströmender Flüssigkeit wie der Dampfstrahl des Schusses aufsteigt. Der Kalkspieß, der stets nur gegen eine weite Schnecke gerichtet ist, bohrt sich energisch in deren Haut, so daß die Betroffene merkbar zusammenzuckt. Aber etwas Gefährliches ist diese Pistolenfähre der Schnecke nicht; sie ist im Gegenteil eine Liebesbezeugung, die der andern Schnecke Späß macht, und leitet das Liebeswerben der Schnecken ein, ist eine merkwürdige und fähbare Art Liebeserklärung. Während bei ihrem Schusse aber der Knall fehlt, sorgt dafür im Reiche der Natur ein kleines kostet gefärbtes Käferchen aus dem Laufkäfergeschlecht, das den Namen „Kraucher“ oder „Explosier“ führt. Wenn dieser „Bombardierkäfer“ in Gefahr gerät, dann gibt er einen richtigen Schreckschuß ab; es pufft nämlich ein bläuliches oder weißliches Gaswölkchen auf, und dazu gibt es einen hörbaren Knall. Andere Tiere erreichen wieder als Zieler Fabelhaftes, so das Chamäleon, das mit seiner endlosen Zehnzunge mit unfehlbarer Sicherheit weit entfernte Fliegen immer wieder und wieder trifft. Die sog. „Schäufische“, halbblau-weiße Variete in Siam, schießen in fast unglaublicher und doch streng erwiesener Weise aus dem Mund mit Wasser ans Meer. Der Schäufische legt sich horizontal nahe unter den Wasserspiegel, äugt schwarz hinaus und schnell dann durch besondern Muskeldruck bei geschlossenem Munde von der etwas vorstehenden Unterkieferspitze einen dicken Wasserstrahl gradlinig über die Fläche empor auf die nichts ahnenden Insekten, die auf den Pflanzen oberhalb des Wasserspiegels sitzen; vergnüglich verschmaucht er dann das getroffene Opfer, das ins Wasser fällt. Der „Ameisenlöwe“, die gefährliche Larve eines libellenhaften Insekts, der in einem selbstgeschaffenen Sandtrichter haust, eröffnet aus der Tiefe auf Ameisen und andere Kleintiere, die an den lofen Rand seiner bösen Falle geraten, eine regelrechte Beschießung, indem er Sandgarbe um Sandgarbe nach dem straubelnden Opfer schleudert, bis es in sein Reich herabstürzt.

### Vermischtes.

\* Die Infanterie. Dem Infanteristen sind seine Spottnamen wohl zuerst von den berittenen Truppen angehängt worden. Sieht doch die Reiterei oft mitteilidig lächelnd auf das Fußvolk herab, wenn es mühsam daherkommt, ein andermal sich fast die Lunge aus dem Leibe rennen und dann wieder lange Zeit ununterbrochen gebuldig auf dem Erdboden liegen muß. So erklären sich die folgenden Spottnamen von selbst: Fuß- oder Sandlappcher, auch Fußlappen oder „Hüßlappenindianer, Kilometerfresser und Kilometerweine, Stoppelhoyer und Sandhasen, Treckstampfer und Lafentpöcher (nbd. Loke = hoch, Lache), endlich auch Grabenschürger. — Die Jäger nennen die anderen Infanteristen mit Bezug auf die von der eisernen abwehrende Farbe ihrer Uniform auch Blauläde. Sie selbst aber heißen wegen ihrer grünen Uniform Grünpechte oder Laubfische — andere Truppgattungen rufen ihnen gelegentlich, wenn sie ihnen begegnen, ein „Quak! Quak!“ zu —, außerdem auch Grabshoyer, Strauch- oder

Staubenjäger, letzteres wohl, weil man sie mit Vorliebe in Wald und Busch verwendet. Die Maschinengewehrabteilungen nennt man Pacheder, oder man deutet das M. G. K. (= Maschinengewehrkompanie) entweder als Vordogelienklub oder als Muttergotteskompanie. Die Garde bezeichnet man gern als Parade- oder Sonntagsoldaten. Imme (Kissen).

### Die Küche im Kriege.

(Nachdruck dringend erwünscht.)

Lungengericht: 1 Lunge mit Herz, 20 Gramm Fett, 10 Gramm Mehl, 1 kleine Zwiebel, Pfeffer, Salz, 1 bis 2 Eßlöffel Essig. Die Lunge und das Herz werden aufgeschnitten, in 2 Liter Wasser mit einem gehäuften Eßlöffel Salz gargekocht, die Häute, Sehnen und Knorpel entfernt und grob gehackt. Die Zwiebel wird in kleine Würfel geschnitten und mit dem Fett durchgeschwitzt, die Lunge hineingeschüttet und das Mehl darüber gestäubt, alles gut verrührt, Essig und Brühe dazugetan und das Gericht noch 10 Minuten durchgeschmort. Einige gehackte Kräuter verbessern den Geschmack. Man gibt Pratkartoffeln dazu.

### Büchertisch.

„Deutsche Worte — Deutsche Pieder“. (Verlag Druckerei Vauer, Marburg.) Sammlungen von Kriegspoetik sind in den letzten Monaten in überreicher Fülle erschienen. Das ist bei diesem Veltchen nicht der Endzweck! Sondern die sorgfältig ausgewählte und gegliederte zeitgenössische Lyrik wird hier herangezogen als Ausprägung der Stimmung unseres ganzen Volkes, die auf die Ausaat unserer nationalen Klavier zurückgeführt und damit gewissermaßen historisch unterbaut wird.

— 1914. Ein Tagebuch über den Weltkrieg von Prof. Dr. Eduard Engel. Mit Urkunden, Bildnissen, Karten. Band II. Gebunden 5,00 Mk. (Verlag von George Westermann, Braunschweig, Berlin, Danmurg.) Von dem großen kriegsgeschichtlichen Werke „1914. Ein Tagebuch“ Verlag von George Westermann in Braunschweig) von Prof. Dr. Eduard Engel ist mit der sechsten erschienenen Lieferung der zweite Band abgeschlossen, der bis zum 31. Dezember 1914 reicht. Einheitsig hat die deutsche und die österreichische Kritik, ja selbst die der neutralen Länder, anerkannt, daß hier ein Geschichtswerk größten Stils über den Weltkrieg vorliegt; die Dargestellte Geschichte des Krieges, wie sich eine große deutsche Zeitschrift ausdrückt. In beaeisterer und beaeisterender Darstellung, in meisterlicher Sprache, sprühend von Geist, dabei mit musterhafter Vollständigkeit der Urkunden wird in Eduard Engels schon jetzt klassisch zu nennender Geschichte des Weltkrieges alles beigehalten, was sonst zum größten Teil verstreut und unwiederbringlich wäre. Engel bietet kein buntes Bilderbuch mit dürftigem Text, sondern der Inhalt ist die Hauptsache seines monumentalen Wertes. Aber die Bildnisse aller Helden des Krieges, die Karten und Rärtchen aller wichtigen Schauplätze werden in stattlicher Zahl und tadelloser Wiedergabe dargeboten, und alle amtlichen Urkunden werden gründlich für immer aufbewahrt. — Eduard Engels „1914“, dem als dritter Band „1915“ folgen wird, ist das einzige Buch in der schon unacheburen Literatur über den Weltkrieg, das neben der Kriegsgeschichte zugleich die Seelengeschichte der größten Zeit Deutschlands und Veltretats zu schildern unternommen und mit glänzendem Gelingen vollbracht hat. — Auch dieser zweite Band, kein gebunden und noch reicher geschmückt als der erste kostet nur 5,50 Mk. Die Veltungsausgabe in Decken zu je 60 Bg. bleibt nach wie vor bestehen. Das Werk sollte in keiner Bibliothek, auch nicht in der kleinsten, fehlen.

### Magisches Quadrat.


In die Felder nebenstehenden Quadrats sind die Buchstaben A A A A A D G L L N N P R R U U derart einzutragen, daß die waagerechten u. senkrechten Reihen gleichlautend folgendes bedeuten:  
1. Männlichen Vornamen.  
2. Stadt in Spanien.  
3. Seltenes Metall.  
4. Ein Eigenschaftswort.

Auflösung in nächster Nummer.

### Auflösung der Königspromenade in voriger Nummer:

Ein unachörtes Glück verlangen,  
Heißt Mondeslicht mit Netzen fangen,  
Den Sonnenstrahl mit Ketten fesseln  
Und Rosen fordern von den Nesseln.